

(aus „System Schule“, Heft 3, September 1997)

Faulheit aus der Sicht des Schülers

Bevor ich das Phänomen Faulheit aus Schülersicht zu beschreiben versuche, zuerst eine sozusagen offizielle Version:

Die Schule ist in allererster Linie der Ort des Lernens – der Part des Schülers ist es, zu lernen und sich dementsprechend anzustrengen. Anstrengungsbereitschaft ist der Beitrag des Schülers, damit Schule funktionieren kann.

Der Schüler, von dem die Lehrer glauben, dass er zwar will aber nicht kann, ist immer noch besser angesehen, als derjenige, den die Überzeugung der Lehrer begleitet, dass er schon könne, wenn er nur wolle, „aber er will ja nicht“.

Es ist eben so, „dass gute Leistungen (...) stärker belohnt werden, wenn diese Leistungen vorwiegend auf Wollen (Anstrengung) zurück geführt werden, als wenn die Leistungen in erster Linie durch Fähigkeiten determiniert scheinen.

Ähnlich werden schlechte Leistungen weniger bestraft, wenn der Schüler sich angestrengt hat. Am günstigsten für die Stimulusperson ist die Kombination von mangelhaften Fähigkeiten und großer Anstrengung, am Ungünstigsten ist der umgekehrte Fall (mangelhafte Anstrengung und gute Fähigkeiten)“ (Herkner, 1983, 319f.).

Rolf Balgo plädiert in diesem Heft dafür, von den Stärken der Schüler auszugehen und ihre Verhaltensweisen weniger von einem defizitären Standpunkt („Was die alles noch nicht können!“ oder „Der Schü-

ler lässt sich definieren als ein Mängelwesen!“) aus zu betrachten.



Aber lässt sich offensichtliche Faulheit auch als Stärke, Qualität oder positiv zu sehende Fähigkeit begreifen?

Prinzipiell kann man in einem ersten Schritt davon ausgehen, dass Schüler selber nur dann faul sind (Mir fällt gerade die doppelte Bedeutung der Aussage auf!), wenn es für sie selber gute Gründe gibt, dieses Verhalten zu zeigen. Kein Mensch zeigt ein Verhalten, das er selber für völlig sinnlos hält. Wäre er von der Nutzlosigkeit einer bestimmten Verhaltensweise überzeugt, so würde er sie nicht zeigen. (Dies bedeutet natürlich nicht, dass er immer in der Lage ist, sein Verhalten auch explizit zu begründen oder über seine Beweggründe Auskunft zu geben.) Wenn Schüler sich also in der Schule mit Faulheit umgeben, dann müssen sie schon sehr gute Gründe dafür haben, denn sie halten ja oft

genug sehr hartnäckig an dieser Verhaltensweise fest, auch wenn sie ihnen eine erhebliche Menge an Unbill und Problemen einträgt.

Nach dieser Überlegung lässt sich die obige Frage wie folgt formulieren:

Welchen positiven Sinn können Schüler darin sehen, in der Schule faul zu sein?

Eine nahe liegende, sich an lerntheoretischen Positionen orientierende Antwort könnte die sein, dass für viele Schüler Faulheit eine hohe Verstärkerqualität besitzt: Man tut das, was man will und nicht das, was man soll, aber nicht will oder kann – und das nächste Zeugnis ist weit weg.

Hierzu fällt mir folgender Vergleich ein: Wenn ich einem etwa vierjährigen Kind am Vormittag die Alternative anbiete, entweder jetzt ein Bonbon zu bekommen oder heute Abend eine ganze Tüte, dann werden sich viele Kinder für das eine Bonbon jetzt sofort entscheiden. Die räumliche und zeitliche Nähe hat mehr Gewicht als der Bedürfnisaufschub zugunsten eines vielfachen Gewinnes zu einem späteren Zeitpunkt.

Etwas salopp formuliert könnte man sagen, faule Schüler leben mehr im Hier und Jetzt als die stärker zukunftsorientierten fleißigen Schüler.

Es gibt meines Erachtens aber zumindest noch zwei weitere und weiter reichende Gründe, aus denen Schüler sich für die Faulheit entscheiden können:

1. Anstrengungsbereitschaft zahlt sich nicht aus

Hinter der Bereitschaft zur Anstrengung steht ein normatives Gerüst, das für viele – besonders für leistungsorientierte Mittelschichtfamilien – selbstverständlich sein mag, aber längst nicht (mehr) für alle.

Dass die Götter den Schweiß vor den Erfolg gesetzt haben, mag zwar stimmen (für den, der an Götter glaubt), aber es gibt umgekehrt keine Gewähr dafür, dass derjenige, der geschwitzt hat, hinterher auch den Erfolg für sich verbuchen kann.

Für viele Menschen und Familien – etwa solche, die von Arbeitslosigkeit betroffen sind oder die teilweise oder ganz von Ämtern versorgt werden – stimmt die Gleichung nicht (mehr).

Dies bedeutet unter anderem, dass sich in unseren Schulen eine zunehmende Anzahl von Schülern findet, die Erfolg weniger mit Anstrengung und Anstrengungsbereitschaft verknüpfen, sondern eher mit „Schicksal“, Glück haben, guten Beziehungen, oder dem Wissen, „was wann, wo läuft“.

Und falls Anstrengung sich für sie doch lohnen sollte, dann eher in anderen Kontexten als in Schule.

Diese Überlegung scheint mir nachvollziehbar. Schule hat heute nicht mehr den Stellenwert als lebenschancenzuweisende Institution, den sie einmal hatte. Ein höherer Schulabschluss schützt heute nur noch statistisch vor der Arbeitslosigkeit, und für den Eintritt in das Erwerbsleben spielen die Noten der Abschlusszeugnisse eine immer unbedeutendere Rolle. Und die Unterrichtsinhalte – auch wenn es sich nicht gerade um die „Salpetervorkommen in Chile“ handelt – spielen im außerschulischen, „realen“ Leben der meisten Schüler kaum eine Rolle.

So gesehen, lässt sich die Faulheit vieler Schüler auch begreifen als die Fähigkeit zur präzisen Unterscheidung in die Prozesse, in die sich Investition in Form von Anstrengung lohnt und in die, wo sie es lieber bleiben lassen.

2. Faulheit kann vor Dummheit schützen

Zunächst eine Parallele:

Hellmuth Walter (1981, 170 ff.) berichtet über das in vielen Experimenten nachgewiesene überzogene Risikoverhalten hochängstlicher Menschen beim Lösen von Aufgaben. Sie riskieren sehr viel und steigern so die Gefahr des Scheiterns ins Extreme. Die Erklärung ist einleuchtend: eine solche Person „geht im Fall einer hohen Risikobereitschaft einer Erhöhung der Selbstgefährdung insofern aus dem Weg, als sie ein dermaßen überhöhtes Ziel wählt, dass das Versagen aufgrund der Aufgabenschwierigkeit gewissermaßen schon ‚vorprogrammiert‘ ist und die Rationalisierung ‚es hätte praktisch jeder versagt‘ zulässt.“ (ebd., 172).

Eine vergleichbare Strategie ist denkbar im Kontext von Faulheit und Dummheit. Es ist immer noch positiver für das eigene Selbstkonzept, wenn man sich (und anderen) sagen kann, dass das „mangelhaft“ unter dem letzten Diktat ganz einfach darauf zurückzuführen sei, dass man (aus welchem Grunde auch immer) nicht geübt habe, als wenn man zugestehen müsse, dass die Leistung mit „mangelhaft“ bewertet worden sei, obwohl man *geübt* habe. Man war dann eben faul, aber man ist nicht dumm. Oder anders formuliert:

Das Etikett der Faulheit ist immer noch einfacher zu (er-)tragen, als das Stigma Dummheit
(Vgl. Amman, Peters, 1981).

Der Teufelskreis, in dem sich ein Schüler befindet, der so denkt, ist der, dass er einerseits nicht üben darf, um sich nicht selbst seine Argumentation aus der Hand zu schlagen, dass er sich andererseits aber wohl kaum wird verbessern können, wenn er nicht übt. Diese Schüler zahlen nicht nur

einen hohen Preis für den Versuch der Verhinderung des Etiketts „Dummheit“, sondern sie werden mit dieser Strategie wahrscheinlich letztendlich doch scheitern.

Besonders betroffen dürften in einem solchen Fall gerade die Schüler sein, die oft genug zu hören bekommen (oder bekamen), wie „dumm“ sie doch seien, und die sich *deswegen* ihrer selbst und ihrer Leistungsfähigkeit nicht mehr sicher sein können.

Ich vermute, dass so manchen Lehrern und Lehrerinnen Schüler und Schülerinnen einfallen, für deren „Faulheit“ eines oder beide der hier genannten Motive zutreffen könnten. Weitere Sichtweisen oder Verständnismöglichkeiten sind denkbar, Vorschläge von Eggert (1997, 196) hierzu lauten etwa: Der Schüler

- liebt es gemütlich,
- kann sich auf das Wesentliche beschränken,
- setzt sich seine eigenen Lerngrenzen.

Die Versuche, die Faulheit von Schülern besser verstehen zu können, indem man sich um die Schülerperspektive bemüht, machen für mich auch deutlich, dass dieses Verhalten sich weniger als personenbezogene Größe verstehen lässt, sondern mehr aus der Bedeutung, die die Betreffenden diesem Verhalten im schulischen Kontext zuschreiben.

Literatur:

Amman, W., Peters, H., (1981), Stigma Dummheit, Bewältigungsargumentationen von Sonderschülern, Schindele, Rheinstetten

Eggert, D., (1997), Von den Stärken ausgehen... Individuelle Entwicklungspläne (IEP) in der Lernförderungsdiagnostik, borgmann publishing, Dortmund

Herkner, F., (1983³), Einführung in die Sozialpsychologie, Huber, Bern

Walter, H., (1981²), Angst bei Schülern, Ernst Reinhardt, München

W.P.